

Inhaltsverzeichnis

[Die Wahrheit über Eishockey](#)

[Eishockey ist ein Mythos](#)

[Eishockey ist Religion](#)

[Eishockey ist Familie](#)

[Eishockey ist Tradition](#)

[Eishockey ist Statistik](#)

[Eishockey ist gefährlich](#)

[Eishockey ist legendär](#)

[Eishockey ist eine Frage des Geldes](#)

[Eishockey ist eine Börse](#)

[Eishockey ist Ruhm und Ehre](#)

[Eishockey ist 1000 Liebeslieder wert](#)

[Glossar I](#)

[Glossar II](#)

[Literaturverzeichnis](#)

[Frank Bröker](#)

FRANK BRÖKER

DIE WAHRHEIT ÜBER EISHOCKEY

Der härteste, schnellste und kälteste Sport der Welt



Die Wahrheit über Eishockey

Der härteste, schnellste und kälteste Sport der Welt

von Frank Bröker

Verlag Andreas Reiffer

Edition The Punchliner

Umschlaggestaltung: Karsten Weyershausen (unter Verwendung eines Fotos von Andrii IURLOV)

Lektorat: Lektorat-Lupenrein.de

1. Auflage (E-Book), 2015, identisch mit der Printversion von 2015

© Verlag Andreas Reiffer, 2015

ISBN 978-3-945715-33-8

Verlag Andreas Reiffer, Hauptstr. 16 b, D-38527 Meine

www.verlag-reiffer.de

www.facebook.com/verlagreiffer

»Es ist nicht der Name auf dem Stanley Cup. Es ist nicht der Ring. Irgendwo auf der Straße, nächste Woche, nächstes Jahr,

in 20 Jahren wird jemand auf dich schauen und dir sagen: Du bist ein Gewinner. Das ist es.«

Kirk Muller, 1993

»Ich dachte immer, der Stanley Cup sei so verdammt schwer.

Als ich ihn in Händen hielt, konnte ich es kaum glauben. Er war leicht wie eine Feder.«

Henri Richard, 1973

Eishockey ist ein Mythos

Ich bin sehr stolz. Ein Kindheitstraum geht in Erfüllung.

Leon Draisaitl, 06.10.2014

Der sechste Himmel eines jeden Eishockeycracks öffnet sich auf einer Spielerziehungsparty im Showroom eines samtbehangenen Glaspalastes in Übersee. Es ist Juni, die Teams der National Hockey League (NHL) wählen ihre jährlichen Perspektivspieler, die Draft Picks, in Losrunden aus und erwerben die Rechte an ihnen. Die Saison ist vorüber, das schlechteste Team hat die erste Wahl, das beste die letzte in dieser Zeremonie. Versammelt ist neben den größten Talenten die Crème de la Crème des nordamerikanischen Hockeys. Die Show wird live bis in den hintersten Winkel der Welt übertragen.

Die Familie ist dabei. Mein Vater, selbst Profi gewesen, platzt auf seinem Plüschsessel vor Stolz. Mein Vater aus der Trainergeneration Hans Zach, dem ich alles zu verdanken habe, der es mir ermöglichte, früh aufs College nach Übersee zu gehen, wo Eishockey Religion ist. Ich muss an seinen Vater aus der Ära Ambros, Unsinn, Egen denken. Wir waren schon immer eine verrückte Eishockeygemeinde. Ich werde gleich in der ersten Runde als Top Pick aufgerufen, stehe im Rampenlicht. Mein Puls schlägt wild bis zum Hals. Mit einem Male öffnet sich das Tor zur besten Profiligen der Welt. Was folgt, ist weniger ein Wurf, denn ein Einschlag ins kalte Wasser, der Traum muss wahr sein. Sequenzen

ziehen an mir vorbei. Ich im Trikot meines Clubs, dann das Trainingslager, das Rookie Camp. Die Einladung ins Hauptlager der Profis folgt auf dem Fuß, mein Sprungbrett ins Team, in den endgültigen siebten Hockeyhimmel. Der erste Scorerpunkt, das erste Tor. Pucks, die ich danach einsammele und rahmen lasse. Im Vergleich zu Europa ist alles größer und furchtbar imposant. Die Stadien, die Krafträume, die Entfernungen zu den Städten. Das ist Amerika, das ist Kanada. Eishockey wird schlicht Hockey genannt. Hier wurde es in über 100-jähriger Geschichte zu dem, was es heute ist. Nur die Eisflächen sind kleiner. In Europa muss man vorm Tor immer einen Pass mehr spielen. In der neuen Welt wird nach den NHL-Regeln getanz. Der Unterschied zu Europa sind Raum und Zeit. Das Spiel ist wahnsinnig intensiv und schnell. Willst du dich als junger Spund durchbeißen, darfst du nie lange fackeln, musst schneller denken, aggressiver zum Mann, zur Scheibe gehen. Timing ist alles, um unter dem Radar in den Torraum zu fliegen. Die Physis ist die eine, die richtige Mentalität die andere Hürde, willst du Sniper, Boxer, Schachspieler und Eisathlet zugleich werden. Du musst den Kopf immer oben halten, sonst wirst du weggerammt. Es ist der Traum von einer völlig anderen Welt, das Maß aller Dinge, und er hört einfach nicht auf. »Du hoffst immer auf das Beste, bist auf das Schlimmste gefasst und nimmst die Dinge so, wie sie kommen«, hat Uwe Krupp, Deutschlands bisher erfolgreichster Überseeprofi, einmal gesagt. Wenn mir im Training die Zunge bis zum Hals heraushängt, muss ich an diese Worte denken. Und an Evgeni Malkin, an seinen Traum, in Pittsburgh zu spielen, der erst zwei Jahre nach dem Draft wahr wurde. Erst zog ihm die komplette Saisonabsage 2004/05 einen Strich durch die Rechnung. Dann stritt sich der Internationale Eishockeyverband mit der NHL, und Malkin musste in Magnitogorsk bleiben,

seinen Vertrag erfüllen, während Kumpel Alexander Ovechkin bereits in Washington durchstartete. So sauer war Malkin darüber, dass er in der Heimat allen zeigte, wo er wirklich hingehörte. Er wurde zum besten Profi der Welt ohne NHL-Uniform, was die russischen Funktionäre nur noch mehr bestärkte, ihn nicht über den Teich ziehen zu lassen. Doch er büxte aus und lebte seinen Traum. An der Seite von Sidney Crosby.

Meine Rückennummer ist eine Glückszahl, der Eishockeygott hat mehr als Segen für mich übrig. Ich arbeite hart an meinen künftigen Spieltagritualen. Der Headcoach vertraut mir, gibt mir Eiszeit. In der »Hockey Night in Canada« verpasste mir Don Cherry mit »The German Flash« meinen ersten Spitznamen, lobte mein exzellentes Spiel, meine läuferischen Qualitäten, meinen Schuss und zog Vergleiche mit Martin St. Louis und Anže Kopitar. Nicht schlecht. Wenn die raue Seele der alten Boston Bruins manchen Finnen im TV ankündigt, fällt ihm dazu nichts anderes ein als: »Der Name klingt irgendwie nach Hundefutter.« Das Training ist hart. Eine einzige Knochenmühle. Hier wird niemand entwickelt oder langsam an ein Team herangeführt, wie es in den deutschen Ligen geschieht. Die NHL-Clubs geben Gas, setzen auf kompakte, fertige Cracks. Ein einziges Haifischbecken. Viele wissen, sie sind Rollenspieler und jederzeit ersetzbar. Sofern sie nicht zur Garde der unnachahmlichen Top-50-Superstars wie Tyler Seguin, Jonathan Toews, Patrick Kane, Steve Stamkos, Crosby, Ovechkin, Malkin, Kopitar, Claude Giroux oder Ryan Getzlaf gehören.

Ich darf spielen. In der NHL. Das macht mich mit einem Mal für die Eishockeywelt unsterblich. In Unter- und Überzahl bin ich Teil der Spezialteams. Neben dem Eis-oval liegen mir alle zu Füßen. Der Fitnesstrainer sowieso, die Fans, die Frauen. War nicht Anna Kournikova zuerst mit Pavel Bure und gleich danach mit

Sergei Fedorov zusammen? Madonna mit Mark Messier? Ich werde als Rookie des Jahres ausgezeichnet, bin ein Hollywood-Star auf Gala-Schlittschuhen, fühle mich wie Mickey Mouse in Disneyland, und meine erste Frau muss mindestens genauso umwerfend ausschauen wie Henrik Zetterbergs Gattin Emma Andersson. Mein Marktwert steigt, die Dollars fließen. In Sachen Arbeitsethik macht mir niemand etwas vor. Der Einstiegsvertrag wurde um satte fünf Jahre verlängert. Ich bin kein Starlet mehr, sondern ein Star, einer der Führungsspieler, trug schon das A, jetzt das C auf der Brust. Ich score in der ersten Sturmreihe nach Belieben. Die magische 30-Tore-Marke konnte gleich im zweiten Jahr geknackt werden, meine ganz persönliche »Breakout-Season«, mein Durchbruch. Keine Spur vom gefürchteten Torriecher-Schnupfen, dem schon Granden wie Rick Nash einst zum Opfer fielen. Die »Hockey News« taufte unsere Sturmreihe in Gedenken an Wayne Cashman, Phil Esposito und Ken Hodge »The New Nitro Line«. Als Teil der nächsten NHL-Spielekonsolen-Serie grüße ich vom Cover. Nebenher arbeite ich mit Fleiß am Golfhandicap. Warum alle Profis Golf spielen? Weil Golf, genau wie Eishockey, ein Präzisionsspiel ist. Ruhe und Cleverness sind da gefragt. Mein Körper ist mein Kapital, auch abseits des Stadions, in den Werbedrehs. Ich lebe absolut professionell. Nie musste ich runter in die AHL, in die American Hockey League, zum Farmteam meines Clubs, um zu zeigen, was ich kann. Von Verletzungen bleibe ich verschont, mein Beschützer vor all den bösen Matt Cookes auf dem Eis wird »E.B.« genannt. Die Initialen für »Electrical Breaker«. Den Kampfnamen trägt er nicht umsonst. Wenn der Deutsche Eishockeybund nachts anruft und fragt, ob mir ein paar WM-Länderspiele recht wären, denke ich nur: »Ihr Amateure. Qualifiziert euch erst mal für Olympia.« Sage ich aber nicht, denn seine Farben lässt man als Sportler nie im Stich. Also halte ich meine

Knochen auch für Deutschland hin, sofern sie mich hier weglassen, falls mein Team die Play-offs verpasst. Was ich naturgemäß nie hoffe. Schon sehr bald stehe ich erneut in der Liste der Award-Champions, wird mein Name erstmals in den Stanley Cup eingraviert. Dann tritt genau dieses Spektakulum ein. Die Erfüllung des allergrößten Traums. Mein Team wird auf einer Euphoriewelle durch die Meisterrunden getragen und gewinnt das vierte Spiel einer packenden Endspielserie. Mein ansatzloser Schuss im Slot sorgt für das entscheidende Tor. Ich habe ihn: »The Cup«, »Lord Stanley's Cup«, »The Holy Grail«, »Stanley's Mug«. Wie viele Begriffe es doch für einen Silbertopf gibt, der die gesamte Eishockeywelt mit Glanz und Gloria seit gefühlten Ewigkeiten überstrahlt.

Die Liga und ihr Stanley Cup

Der kleine Lord und die ungeküsste Schwester

Darum geht es. Um die älteste Sporttrophäe Nordamerikas. Um die weltweit am härtesten umkämpfte. Stifter des Cups war 1892 Frederick Arthur Lord Stanley of Preston, 16. Earl of Derby. Posthum wurde der 1908 verstorbene britische Gouverneur 1945 in die bedeutendste Ruhmeshalle des Pucksports, die Hall of Fame in Toronto, aufgenommen. Dies, obschon er, ganz im Gegensatz zu seinen Kindern, selbst nie Hockey spielte und lieber den Fischen im Teich nachjagte. 1894 folgte die erste Verleihung zunächst als »Dominion Hockey Challenge-Cup« an das beste Amateurteam Kanadas. Erst 1910 traten professionelle Mannschaften an, um den längst nach seinem Gönner benannten Topf zu gewinnen. 1926 fand die Trophäe ihre Heimat in der NHL. Ein Team muss derzeit knapp 100 Partien bestreiten, um den Stanley Cup zu gewinnen. Aufgrund der weiten

Entfernungen zwischen den einzelnen Spielorten teilt sich die Big League in zwei verschiedene Conferences auf. Die 16 Organisationen der Eastern Conference gliedern sich wie die 14 der Western Conference nochmals in jeweils zwei Untergruppen. Die Atlantic wie die Metropolitan Division im Osten, die Central wie die Pacific Division im Westen. In der Spielplan-Matrix der regulären Saison treten alle Teams mehrfach gegeneinander an. Gespielt wird innerhalb der Division, innerhalb der Conference und gegen Teams der anderen Conference. 16 Play-off-Plätze trennen danach die Spreu vom Weizen. Die ersten drei »Seeds« jeder Gruppe sind nach der Hauptrunde gesetzt. Die noch offenen zwei Plätze pro Conference, auch »Wild Cards« genannt, gehen an die nachfolgend höchstplatzierten Mannschaften, basierend auf der bis zum Hauptrundenfinish erreichten Punktzahl. Das führt regelmäßig dazu, dass sich in einer Division beispielsweise fünf, in einer anderen aber nur drei Teams für den Kreis der Arrivierten qualifizieren. Nach Abschluss der Hauptrunde wird die Presidents' Trophy an das stärkste Team verliehen. Doch niemand will dieses Stelzending zu diesem Zeitpunkt Herzen. Unter den Spielern grassieren Sätze wie: »Die Trophy zu küssen ist so, als wenn du deine Schwester küsst. Das bringt Unglück.« Nur der Cup verdient die wahre Liebe. Darum gehen sie weiter, die Schlachten um den Topf der Töpfe. Jede Conference spielt in K.O.-Runden ihren Sieger aus im Viertelfinale, Halbfinale, Finale. Alle Runden gehen über maximal sieben Spiele. Zuletzt stehen sich beide Champions beim großen Showdown gegenüber.

Schon immer gab es die Möglichkeit, am Cupgewinn beteiligte Persönlichkeiten in den Topf eingravieren zu lassen. Doch erst seit 1924, nach dem Sieg der Montreal Canadiens gegen die Calgary Tigers, ging man dieser Tradition ernsthaft nach. Wenn auch nicht immer ganz fehlerfrei. Colorados Adam Deadmarsh wurde etwa 1996 ein Todesmärz (»Deadmarch«) angedichtet. Der Fehler schien

wohl so gravierend, dass erstmals eine Gravur durch Überstanzen korrigiert werden musste. Nur, warum ausgerechnet der Name von Goalie Jacques Plante zwischen 1956-1960 jedes Mal anders buchstabiert wurde, bleibt ein Rätsel. Nach den derzeitigen Regularien werden, neben weiteren Granden einer Organisation, nur jene Herren der Ringe eingraviert, die an mindestens 41 Vorrundenspielen oder an einem Match der Endspielserie teilnahmen. So fehlt Uwe Krupps zweiter Schriftzug im 2002er-Segment der Red Wings. Eine Schulterverletzung ließ nur spärliche Einsätze zu, und als der 1996er-Cup-Sieger wieder fit wurde, verzichtete Headcoach Scotty Bowman in der Finalserie gegen die Carolina Hurricanes auf den deutschen Weltklasse-Verteidiger.

Durch die vielen, mittlerweile knapp 2.300 Namen mussten am Sockel weitere Ringe zugearbeitet werden. Da dies beim Original nicht möglich war, wurden Kopien erstellt. Der »Presentation Cup«, fast 90 Zentimeter hoch und 15,5 Kilogramm schwer, wird an das Siegerteam verliehen. Der »Replica Cup« verbleibt, wie der Ur-Topf, in der Hall of Fame. Seit 1958 besteht der Sockel aus fünf Ringbändern. Wenn eines der Bänder vollständig beschriftet ist, wird das älteste abgenommen, der Ruhmeshalle zugeführt und durch ein neues ersetzt. Jenes mit den Insignien der Boston Bruins aus dem Jahre 1929 gilt bis heute als vermisst. Eine der Mythen des »Old Time Hockey« besagt, dass der Rivale aus Ahornlanden, die Montreal Canadiens, dahinter stecken und das Silberstück 1968 zur Herstellung einer Trophäe für den vielgeehrten Coach Toe Blake einschmolzen.

Muss jedes Eishockeybuch mit einem Gretzky-Kapitel beginnen?

Jägerschnitzel mit Pommes Majo für Jaromir Jágr

Unter Eishockey-Autoren gilt ein eisernes Gesetz: Jedes ernst zu nehmende Buch muss mit einer Anekdote über Wayne Gretzky beginnen. Sonst liest es keiner. Wir brechen mit dieser Tradition.

Am 06.01.1995 lief der tschechische Eishockeygott Jaromir Jágr in der Gelsenkirchener Emscher-Lippe-Halle für den Oberligisten Schalker Haie auf. Erstmals waren die NHL-Cracks von ihren Clubeigentümern ausgesperrt worden. Dieser Lockout bescherte den staunenden Zuschauern den berühmtesten Europäer auf Schlittschuhen, und sie durften einer Legende bei der Arbeit zusehen. Ein Jágr-Tor nebst zehn Assists später stand ein sattes 20:5 gegen Herne auf der Anzeigetafel. Ermöglicht wurde jener denkwürdige Januartag durch Petr Fiala, Spielertrainer bei den Haien und ein Jugendfreund des kurz vor seinem 23. Lebensjahr stehenden NHL All-Star Cracks der Pittsburgh Penguins. 7.000 Dollar hatten die Schalker als Versicherungssumme berappen müssen. Jágr selbst verlangte als Zubrot lediglich ein Jägerschnitzel mit Pommes Majo und wollte keineswegs, wie vorgesehen, in einer Suite des Maritim-Hotels übernachten. Stattdessen wurde Fialas Gästematratze Heimstatt für einen One-Night-Hockey-Stand im Ruhrgebiet, bevor es nach Kladno in die Knödelheimat weiterging. Da lag er also, der zweimalige Cup-Sieger, die »kleine Tochter« des großen Mario Lemieux, wie ihn Don Cherry einmal wegen seiner Vokuhila-Frisur persiflierte. Einer, der bereits mit Paul Coffey oder Bryan Trottier aufgelaufen war. Einer, der mit über 40 Jahren immer noch in der NHL spielen würde; bösen Gerüchten zufolge, um weiter seiner zweiten großen Leidenschaft, dem Glücksspiel, frönen zu können. Einer, der Widersachern Knoten in die Beine dribbeln konnte; der Tore mit perfekter Hand-Auge-Koordination über die Linie brachte. Wie am 05.04.1991, in Spiel 2 des Semifinales gegen die New Jersey Devils. Sein frivoler Schuss ins Glück, ein Lupfer über Goalie Chris Terreri

hinweg, war nicht nur schön anzusehen, sondern auch einer der Grundstücke für den späteren Cup-Gewinn der Pens.

Der Galan, der über dem Eis schwebte

To where the puck is going, not where it's been

Jetzt kommt er doch. Wayne Gretzky, die filigrane Puckinstanz des Jahrtausends. Der laut Hockey News als bester Spieler aller Zeiten titulierte und mit den höchsten Elogen aller Experten um Großguru Stan Fischler geweihte »Nurejew des Sports«, wie ihn der Spiegel 1982 treffend bezeichnete. Doch was soll man über einen derart Gesalbten mit der Strahlkraft einer Eisheiligkeit schreiben, ohne in einen journalistischen Papageienjargon zu verfallen? Soll man nüchtern alle errungenen Triumphe aufzählen? Mitsamt den insgesamt 61, auch in ferner Zukunft kaum zu pulverisierenden Rekorden aus dem Statistiklehrbuch? Erwähnen, dass Gretzky als Tor- und Assist-Maschine in 21 Profijahren die meisten und wichtigsten NHL-Awards gleich mehrfach gewann? Dass er als universeller Spielmacher alles, was im Eishockey zählt, außer olympisches Gold und einen WM-Triumph, verbuchen konnte? Und dass er erst General Manager des Team Canadas werden musste, um auch diese beiden Titel noch zu gewinnen? Dass er für Übersee-Verhältnisse mit einer Größe von 1,83 Meter bei 84 Kilogramm Lebendgewicht auf den ersten Blick keinen Verteidiger zu beeindrucken vermochte? Dass er das Minus an Größe mit den anderen beiden wertvollen Hockeyattributen, Geschick und Geschwindigkeit, hundertfach wettmachte? Der Ratschlag seines Vaters Walter, der selbst einst in einem Auswahlcamp als zu fliegengewichtig, zu klein für eine Profikarriere befunden wurde, soll den Anfang machen.

Als Wayne Douglas Gretzky, geboren 1961 in Brantford, Ontario, mit fünf Jahren noch eindeutig »The Little One« war

und seinem Idol Gordie Howe nacheiferte, gab es folgendes Frage-Antwort-Spiel. Der Vater rief aus dem Küchenfenster heraus: »Wohin skatest du?« Der Sohnemann antwortete treu: »Dorthin, wo der Puck sein wird, nicht dorthin, wo er war.« Ein Zitat, das nach einem Interview mit Walter Gretzky 1982 publik wurde. Wenig später machte die Zeitschrift Computerworld damit das erste Artikelfass auf. Finanzhaie nahmen den Satz bei innovativen Vorträgen in den Mund. »Wer mit Aktien handelt, möge bitte stets an Wayne Gretzky denken«, so der Tenor eines Warren Buffett. Steve Jobs führte 2007 das iPhone mit dem Segen: »To where the puck is going, not where it's been« ein. All das geschah, bevor das Wörtchen »Antizipieren« den Schachbrett-Horizont verließ und in Sportberichterstattungen en vogue wurde. Vor lauter Dauergebrauch kann man es schon gar nicht mehr hören. Eben weil nur wenige Athleten ein Spiel derart lesen können, wie es der Hockeybotschafter der Kanadier bereits bei Karrierebeginn fertigbrachte. Gretzky, der begnadete Center mit polnisch-ukrainischen Vorfahren, war mit einem unfassbar kinematischem Gedächtnis allen anderen immer gleich mehrere Schritte voraus und lieferte früh die Antwort auf die Frage, wie ein perfekt getimter Pass auszusehen hat.

Omas Handtasche

Lasst meinen Wayne in Ruhe!

Zur Familie Gretzky gehörte auch Großmutter Mary, die beide Beine als Torpfosten zur Verfügung stellte und immer mittendrin war, wenn es ihrem Liebling an den Kragen gehen sollte. Gretzkys Autobiographie berichtet in schillernden Farben von jener Grandma, deren Schrei: »Lasst meinen Wayne in Ruhe!« am Spielfeldrand legendär war. Prügel mit der Handtasche gab es einmal für Paul Reinhart. Hatte der es doch tatsächlich gewagt, The Little One mit voller Wucht an die Bande zu pinnen. Das war

eindeutig zu viel. Oma nahm die Handtasche und schlug damit so lange auf den späteren NHL-Back ein, bis der die Flucht ergriff. Somit steht Grandma Mary in einer Riege mit vielen weiteren Bodyguards, die Wayne Gretzky im Laufe seiner Karriere beschützen sollten. Dave Semenko löste sie 1978 in Edmonton ab, und wenn sein linker Sturmpartner einmal unpässlich war, scherzte »His Greatness«, dass die Oilers bitte rasch die Oma unter Vertrag nehmen sollten. Mit sechs Jahren netzte Wayne Gretzky das erste Mal in einem Juniorspiel ein. Als knapp elfjähriger schloss er die Saison 1971/72 bei den Brantford Nadrofsky Steelers nach 85 Spielen mit 378 Toren und 139 Assists ab. Drei Tore gelangen ihm innerhalb von 45 Sekunden. Ein erster kleiner Rekord. Möglich wurde der auch, weil Gretzky es hasste, aus- und wiedereingewechselt zu werden. So blieb er oftmals die vollen 60 Minuten als Allrounder ohne jeden Shift auf dem Eis. Bereits während dieser ersten Saison wollte Hockey-Kanada wissen, was denn das für ein Wunderknabe, dem sie in der Heimat bereits den Kampfnamen »The Brantford Tornado« verpasst hatten, sei. Medienwirksam wurde Gretzky im Boulevard herumgereicht und posierte auf Fotos mit Gordie Howe, dem er später fast alle Rekorde abjagte. Schnell war sich die Öffentlichkeit einig: In Brantford wächst ein ganz Großer heran. Nennen wir ihn besser gleich »The Great One«. Das war alles noch lange bevor der inoffizielle kanadische Nationalfeiertag auf den 26. Januar, den Geburtstag Wayne Gretzkys, gelegt wurde

Eishockey ist Religion

Eishockey ist reine Kopfsache

Harte Zeiten gehen, harte Jungs bleiben

Im Programm des Sommertrainings, wenn die Eisflächen abgetaut und Krafträume, Wälder und Berge Heimat der Eishockeycracks sind, wird der Fitness-Grundstein für die nächste Saison gelegt. Im übertragenen Sinne ist der Wille ein Muskel. Jeder Muskel kann trainiert werden, so viel ist klar. Noch unbeeindruckt vom künftigen Wind des Sieges und dem Gestank der Niederlage gilt es, die Physis auf Trab zu bringen. Gerne in Gruppen, dann lassen sich die Erfolge auf dem Ergometer hinterher schön feiern. Erst Ende August, wenn das Sommertheater auf den Funktionärsinseln abebbt und die Eismeister ihr mehrschichtiges Kunstwerk vollbracht haben, wird im Lande Xaver Unsinn wieder auf glattem Geläuf trainiert. Ende August! Vom Timing her undenkbar für große Eishockey-Regionen. Selbst vielen Clubs der weißrussischen Extraliga stehen ganzjährig Flächen zur Verfügung. Insgesamt ein sehr teures Unterfangen, denn die Kälteanlagen verschlingen ungeheure Strommengen, um die Eisfläche auf die erforderlichen minus sieben Grad herunter zu kühlen. Im Ländervergleich werden deutschen Clubs besonders im Herbst die Grenzen aufgezeigt. Skandinavische, osteuropäische Teams, die bereits längere Zeit auf dem Eis stehen, gehen meist als Sieger vom Platz. Böse Zungen behaupten, wer monatelang ohne Schlittschuhe an den Füßen trainiert, vermag den Gegner höchstens im Armdrücken zu besiegen.

»Der Ursprung jeder Leistung ist ein Sieg über sich selbst«, wusste bereits Archibald Cronin. Nur was, wenn in den schweißtreibenden Monaten einer Offseason der Glaube an sich selbst zu gut gefüttert wurde? Wenn sich der Coach vor Saisonbeginn einer Reihe schwer erziehbarer Solisten gegenüber sieht? Die nimmersatte, hochmotivierte Egoshoooter-Raupe mit den Königsdisziplinen Teamgeist, Spielintelligenz und Persönlichkeit in Schach zu halten, war

immer schon der Erfolgsschlüssel jeder Mannschaftssportart. Wer bei allem Talent im »Loop«, dem Trainer-Blickwinkel, zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist, falschen Ehrgeiz entwickelt, den Sieg alleine erzwingen will, wird zum Einzelgespräch, zur Analyse gebeten. Wenn gar nichts mehr hilft, folgt die Einladung zum Psychologen. Da jedoch allein die Nennung dieses Berufszweiges für viele Sportler noch immer ein rotes Tuch darstellt, führt der Weg eben zum Mentaltrainer. In der DEL sind derlei Experten für positive Stimmung seit Jahren vermehrt im Einsatz. Und wenn sie fehlen, müssen andere den Kummerkastenjob übernehmen. Physiotherapeuten, schlittschuhschleifende Equipment Manager, die früher Zeugwarte hießen. Allerorten vertraut man ihnen. Sie waschen und bügeln nicht nur Trikots, sie trocknen auch Tränen nach dem nächsten verlorenen Spiel. Dann, wenn die Lage in der Kabine immer bedrohlicher anmutet, wenn aus den Sunny Boys von einst behandlungsreife Patienten geworden sind. Es klemmt und knirscht im Gebälk der Emotionsverarbeitungen. Chancen gab es wieder einmal zu Hauf, das Powerplay hinkte. Mustergültig wurden die Scheiben in den Slot gezirkelt, das leere Tor verfehlt. Selbst kurz vor Schluss klebte nichts als Pech an der Kelle, wurde am Bullypunkt nur der Gegner gepusht. Aufmunternde Gesten reichen jetzt nicht mehr aus, um das Ruder herumzureißen. Da muss der Profi ran. Es sei denn, einer wie Hans Zach kam als Doppelspitze an die Front. »Ich war in meiner Laufbahn oftmals mehr Psychologe als Trainer«, erklärt der pensionierte »Alpenvulkan« heute nicht ohne Stolz.

Als erfolgreicher Seelenmasseur ging Chris Hamilton in die DEL-Geschichte ein. Köln zauberte den Engländer 2002 aus dem Hut. Im fünften Finalrundenspiel gegen Mannheim schossen zwei eifrige Teilnehmer der Hamilton-Sitzungen, Alex Hicks und Dwayne Norris, die Haie zur Meisterschaft. Dem Arbeitstier Norris gelangen in der Serie sogar drei

Game Winner. Auch in Krefeld und Frankfurt hinterließ der Erfolgsvater titelschwere Duftmarken. Doch wie arbeitet ein Mentaltrainer? Wie gelingt es ihm, aus den Spielerköpfen selbst den gefürchteten Meister-Blues zu verscheuchen? Wenn das Team satt ist, so satt, dass es nach einem erfolgreichen Vorjahr den Play-off-Strich kaum mehr überspringen kann? Wenn es wie gelähmt agiert und das Umfeld langsam unruhig wird?

Die wichtigste Voraussetzung für einen Mentalcoach lautet: Das Team muss ihm vertrauen. Er muss ernstgenommen werden. Eishockeyspieler haben sehr feine Antennen dafür. »Sie sind schon mit jungen Jahren von Zuhause weg. Da entwickelt man solche Fähigkeiten«, begründen Trainerstrategen wie Rob Wilson diesen Umstand. Drum wird zunächst visualisierend, mit ruhiger Hand, vorgegangen. Der künftige Erfolgsvater ist der Good Cop, wirft weder mit Taktiktafeln, noch hält er Levitenlesungen. Das erledigt der Cheftrainer. In finsternen Zeiten kann der durchaus zum Bad Cop werden, sofern ihm kein Players Coach-Gen eingepflanzt wurde.

Mit einem Besen wird die Umkleide gefegt. Mit Sätzen wie »Der ganze Dreck muss raus – jeder vergeigte Pass, jeder verschossene Penalty«, werden die Spieler eingeschworen. Somit erfährt selbst das lange zuvor angebrachte Hausmeisterschild »Kabine besenrein hinterlassen« einen mythischen Sinn. Hinzu gesellen sich papierne Weisheiten wie »Nur das Wertvolle hat seinen Preis. Bezahle ihn!« oder »Es gibt keine besonderen Teams, nur Teams, die besondere Dinge tun.« Für die Rookies gilt: »Harte Arbeit schlägt Talent, wenn Talent nicht hart arbeitet«, ebenso wie: »Willst du gewinnen, musst du erst lernen, mit Niederlagen umzugehen.« Bevor ein wenig mannschaftlich agierender Spieler die Trainingsfläche betreten darf, wird der Mentalcoach ihn schwere Steine, beschriftet mit dem bösen Wort »Ego«, schleppen lassen. Danach hat er einen Schokoladenpokal auszuwickeln. »Teamgeist« steht darauf

geschrieben. Sofern er die süße Mahlzeit nicht alleine verputzt, sondern allen im Raum davon abgibt, ist die Trockenlehrstunde im Haus der neuen Musketiere gelungen. Das gesamte Ensemble hinterher in der vereinseigenen Ruhmeshalle mit den Worten »Seht für welch' großartiges Team ihr spielen dürft« zusammen zu trommeln, kann nie schaden und weckt den Ehrgeiz. Angsthasen vor einen Rennfahrersimulator zu setzen, hilft Blockaden zu lösen. Im Rahmen der Gesundheitsfürsorge gilt es, Depressionen zu erkennen und von Stimmungsschwankungen zu unterscheiden. Berlins Sportpsychologe Markus Flemming war auf diesem Gebiet 2013 Constantin Brauns größte Stütze. Vier Monate nach Bekanntwerden seiner depressiven Episode stand der Nationalverteidiger wieder auf dem Eis. Dann kehrt er zurück, der Erfolg. In den nächsten Begegnungen werden die mentalen Früchte geerntet, verspringen die Scheiben nicht mehr, gelingt endlich wieder das schnelle, gute, einfache Spiel mit dem präzisen Schuss Richtung Torraum. Die Pucks treffen reichlich ins Schwarze. Selbst abgefälschte Tip-ins sitzen. Die Ketchup-Flaschen-Sauce greift unter Jubelstürmen wie: »Nice Play! Good Job!« Dank lucky punch mundet jeder Punsch. Der Spaß ist zurückgekehrt, die Leidenszeit der Fans findet ein Ende. Das Umfeld beruhigt sich, und all die Hobby-Kritiker, die immer schon alles besser wussten, werden zum Schweigen verdonnert. Eines aber, und da darf Darryl Sutter rechtgegeben werden, vermag ein Mentaltrainer nicht zu vollbringen: einem Spieler Führungsqualitäten einzuhauchen. »Die hat man, oder man hat sie nicht«, pflegt der Bandendirektor zu sagen und klopf dabei seinen Kings kräftig auf die Brust.

Nirgendwo wird der Aberglaube so sehr gepflegt wie im Eishockey

Ein Leben lang dieselbe Unterhose an